

## Detering | Die Öffentlichkeit der Literatur

[Was bedeutet das alles?]

Heinrich Detering

**Die Öffentlichkeit  
der Literatur**

Reden und Randnotizen

Reclam

RECLAMS UNIVERSAL-BIBLIOTHEK Nr. 19387

Alle Rechte vorbehalten

© 2016 Philipp Reclam jun. GmbH & Co. KG, Stuttgart

Gestaltung: Cornelia Feyll, Friedrich Forssman

Gesamtherstellung: Reclam, Ditzingen. Printed in Germany 2016

RECLAM, UNIVERSAL-BIBLIOTHEK und

RECLAMS UNIVERSAL-BIBLIOTHEK sind eingetragene Marken

der Philipp Reclam jun. GmbH & Co. KG, Stuttgart

ISBN 978-3-15-019387-7

Auch als E-Book erhältlich

[www.reclam.de](http://www.reclam.de)



# Inhalt

- Vorbemerkung 7
- Wer hat Angst vorm Sprachverfall?  
Über Kulturpessimismus und Sprachkritik 9
- Antragsprosa, Freiheitsträume, Glück  
Von der Freiheit des Forschens 22
- Literaturwissenschaft und Feuilleton  
Ein Zwischenruf 28
- Der Großkritiker und die Germanistik  
In Erinnerung an Marcel Reich-Ranicki 33
- Wozu Akademien?  
Ein Plädoyer 39
- Zum Beispiel Ungarn  
Über Begegnungen zwischen Akademien 45
- Poesie und Wissen  
Ein Divertimento im Wissenschaftskolleg 49
- Der Preis der Moral  
Der Literaturnobelpreis und seine Kritiker 58
- Der Gegenleser  
Lob des Lektors 66
- Der Anfang des Glücks  
Anmerkungen zum Kinderbuch 68
- Nachweis der Redeanlässe und Erstdrucke 76
- Zum Autor 79



## Vorbemerkung

Nicht von der Literatur selbst handeln die folgenden Seiten, sondern von Wegen ihrer Vermittlung und von einigen ihrer Institutionen. Nicht von den Schönheiten und Schwierigkeiten poetischer Texte sind sie veranlasst worden, sondern von diesen Institutionen selbst: von gesellschaftlichen Einrichtungen, deren Daseinszweck es sein soll, die Schönheiten und Schwierigkeiten der Sprachkunst allen zugänglich zu machen, die sie angehen.

Wovon die folgenden Texte handeln, das bestimmt auch ihre eigenen Formen: als Reden und Ansprachen, als Zwischenrufe und Randnotizen, die sich jedes Mal aus konkreten Anlässen, Anfragen, Anforderungen ergeben haben. Sie sind Ergebnisse und Spuren einer Praxis, die es immer wieder mit dem Umstand zu tun hat, dass auch eine ganz autonome Poesie, wenn es sie gäbe, doch noch immer angewiesen bliebe auf die unpoetischen Formen der Vermittlung an ihre Adressaten: auf Verlage und Lektoren, auf Literaturkritik und literaturwissenschaftliche Forschungseinrichtungen, auf Freiheit von Zensur – und dass schon kleine Einschränkungen solcher Vermittlungswege genügen, um diese Freiheit empfindlich zu verletzen. Zugleich aber sind die folgenden Texte auch bestimmt von der Erfahrung, dass zum Wesen der schönen Literatur doch immer eine eigentümliche Freiheit gehört, die alle Ordnungen ihrer Institutionen produktiv in Frage zu stellen, zu unterlaufen und zu verändern vermag.

Keines der damit knapp umrissenen Themen wird hier literarhistorisch, soziologisch oder systemtheoretisch erörtert. Jedes aber wird in konkreten Situationen so (und so weit) reflektiert, wie Lichtstrahlen auch von Glasscherben reflektiert werden können. Diese Texte erheben keinen wissenschaftlichen Anspruch, weil von ihren Veranlassern ausdrücklich die

Vermeidung eines Wissenschaftsdiskurses gewünscht worden ist. Sie ergeben sich aber aus den praktischen Erfahrungen eines Wissenschaftlers, Schriftstellers und Kritikers. Und umgekehrt: Sie beruhen auf persönlicher Erfahrung und sind, wenn nötig, polemisch und subjektiv, weil auch dies bei den jeweiligen Schreib- und Redeanlässen erwünscht war. Aber sie versuchen diese subjektiven Erfahrungen, soweit möglich und zweckmäßig, in nachvollziehbare Argumente zu transformieren.

Was diese Texte verbindet, ist mit anderen Worten die Frage nach denjenigen Formen der Öffentlichkeit, die von der Literatur selbst gefordert und mitgeformt werden, vom Feuilleton bis zur Akademie, von der populären Sprachkritik bis zur Nobelpreisjury, von der Erstleseererfahrung bis zur Lektoratsarbeit. Was sie verbindet, ist die Frage nach Ermöglichung und Verteidigung dessen, was, groß gesprochen, die Freiheit von Sprache und Dichtung heißen kann und, kleiner und persönlicher gesprochen, die dankbare und nie ganz unbesorgte Freude an der Vielstimmigkeit.



# Wer hat Angst vorm Sprachverfall?

## Über Kulturpessimismus und Sprachkritik

Wenn der Vorsitzende einer Institution namens *Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung* im Goethe-Institut das Wort ergreift, dann gibt das zu Befürchtungen Anlass. Die Amtsbezeichnung könnte die Besorgnis wecken, der Redner wolle in einem gewissermaßen standesgemäßen Kulturpessimismus grämlich den allgemeinen Sprachverfall des Deutschen beklagen und dagegen allerlei Ge- und Verbote fordern. Diese Sorge ist unbegründet: erstens weil glücklicherweise überhaupt niemandem in unserem demokratischen Gemeinwesen, unserer – und da bin ich schon bei meiner wichtigsten These – *lebendigen Sprachgemeinschaft* eine sprachpolizeiliche Autorität zukommt, und zweitens weil ich vom Germanistikstudium bis in die Arbeiten der Deutschen Akademie hinein so viel Respekt vor der zünftigen Linguistik gelernt habe, dass ich in meinen Ansichten über Sprachgebrauch und Sprachverfall jedenfalls sehr viel vorsichtiger geworden bin.

Als die Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung im Jahr 2013 ihren *Ersten Bericht zur Lage der deutschen Sprache* öffentlich vorstellte, da war der Publikumsandrang so überwältigend, wie wir das für eine linguistische Fachpublikation nicht erwartet hatten, selbst wenn diese sich ausdrücklich an alle Interessierten wenden sollte. So viel Neugier, beim Vorstellungsabend in der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften, dann in den Zeitungen und den Radio-sendungen und notabene auch bei den Käufern der Buchausgabe: das ist eine unverhoffte Ermutigung für alle, die sich von einer Kulturnation eine größere Neugier auf und Sensibilität für sprachliche Entwicklungen wünschen.

Der Magen der deutschen Sprache, das zeigt der auf breiter

Datenbasis gründende, mit viel Scharfsinn erarbeitete Bericht mit beruhigender Überzeugungskraft, der Magen der deutschen Sprache hat gerade in den letzten hundert Jahren, die der Sprachbericht erfasst, erstaunlich viel verdaut. Und es ist dem Deutschen – um im Bilde zu bleiben – meistens sehr gut bekommen. Viel besser, als diejenigen argwöhnen, die bei jeder neuen Speise gleich vor Übelkeit, Brechreiz und Kollaps warnen. Nie war der Wortschatz unserer Sprache so umfangreich und differenziert wie heute, keineswegs haben die Merkmale einer bürokratischen Amtssprache überhandgenommen, fremdsprachliche Wörter wie die viel beargwöhnten Anglizismen hat das Sprachsystem des Deutschen sich ebenso selbstbewusst einverleibt und angeeignet, wie es das in früheren Jahrhunderten mit dem Lateinischen und dem Französischen getan hat.

Nun haben uns, von jenem Berliner Vorstellungsabend an, auch wohlmeinende Kritiker beharrlich daran erinnert, dass Sprachsystem und Sprachgebrauch zwei grundsätzlich voneinander zu unterscheidende Bereiche bilden und dass die erfreuliche Stabilität des einen nicht automatisch einen Optimismus im Blick auf das andere begründen könne. Weil der Wandel des Sprachgebrauchs uns tatsächlich alle angeht, nicht nur in der politischen, wirtschaftlichen, wissenschaftlichen und medialen Öffentlichkeit, sondern bis in unsere persönlichsten Lebensvollzüge hinein: darum muss über die *Lage der deutschen Sprache* als eines Systems hinaus weiter gefragt werden nach ihrem tatsächlichen Gebrauch in Gegenwart und nächster Zukunft. Wir wollen wissen, wohin die sprachliche Reise geht. Nach dem Sprachgebrauch in den neuen elektronischen Kommunikationsmedien also muss gefragt werden, nach dem Deutschen als einer Sprache der Wirtschaft und als einer Wissenschaftssprache und nach dem Verhältnis zwischen dem Deutschen und den Sprachen der nach Deutsch-

land Eingewanderten und Einwandernden. Erlauben Sie, dass ich mich mit einigen Bemerkungen vor allem zu den letzten beiden Fragen begnüge: zu den Migrationen und zu den Wissenschaften.

Auch wenn Sprachsystem und Sprachgebrauch zwei verschiedene Dinge sind, so könnte die Einsicht in die Stabilität des Ersteren uns doch an das Motto Johannes Pauls II. erinnern: »Habt keine Angst«. Zum Beispiel vor einem von innen kommenden Sprachverfall, etwa in den diversen Erscheinungsformen dessen, was man verallgemeinernd Jugendsprache nennt. Die einfallsreichen Ausdrucksformen der Jugendsprache in den Kurz- und Kürzestformen von SMS und Twitter, in den diversen Umgangs- und Szenesprachen, in dialektähnlichen Formen wie dem türkisch-deutschen Kanak Sprach: wo Kulturpessimisten nur ein Abgleiten in ein Schrumpfdeutsch wahrnehmen, da ließe sich, tritt man nur ein paar Schritte zurück, auch eine »Kultur des Witzes« erkennen – sehr anders in ihren Ausdrucksformen, aber oft keineswegs weniger geistreich und witzig als in den Moden von Spätaufklärung und Rokoko, für die diese Formel einmal geprägt worden ist.

Habt keine Angst, zum Beispiel vor der vermeintlichen sprachlichen »Überfremdung«. Wer regelmäßig die Regionalnachrichten in den Tageszeitungen liest, kann nicht selten auf ein- und derselben Seite zwei Meldungen finden, die in unterschiedlichen Teilen der Republik dieselbe Entwicklung anzeigen: Im Saarland, so war neulich zu lesen, besinnt sich die Bildungspolitik wieder auf die Vorzüge der Grenzlage zu Frankreich, darum soll die Zweisprachigkeit nicht nur in den Schulen, sondern auch im Alltag von Behörden, Restaurants, Kinos gestärkt werden. Und in der Lausitz, so heißt es, wollen die politisch Verantwortlichen künftig ihre Anstrengungen erheblich verstärken, die Kultur und Sprache der sorbischen und

wendischen Minderheit zu fördern und lebendig zu erhalten. Aus meiner eigenen Berufserfahrung könnte ich ein weiteres Beispiel hinzufügen: die wachsende Neugier auf und Zuneigung zu den Sprachen der friesischen und der dänischen Minderheiten in Schleswig-Holstein. Diese Entwicklungen sind, glaube ich, keine Nebensachen, keine Randerscheinungen in den Grenzprovinzen.

Bedenken Sie: Gut anderthalb Jahrhunderte lang galt die Universitäts- und Landeshauptstadt Kiel in ähnlicher Weise als Bollwerk gegen ein feindseliges Dänentum, wie Saarbrücken als Bastion im Sprachen- und Kulturkampf galt und das Sorbische in deutschnational vernebelten Köpfen als landes-, wenn nicht »artfremd. Grenzregionen haben das an sich, dass sie eben vor allem als Regionen der Abgrenzung wahrgenommen werden, mehr noch: dass sich von ihnen aus das jeweils Eigene überhaupt erst konstituiert. Minderheitensprachen stören nicht nur den glatten Betriebsablauf, sie stehen jeder aus dieser Abgrenzung begründeten Nationalitätsbildung im Wege. Die Nachbarschaft mit Fremdsprachigen als Bereicherung zu erkennen, nicht wie jahrzehntelang geschehen als Bedrohung: das ist eine historisch noch immer so neuartige Entwicklung, dass der manchmal populistisch offene, manchmal klammheimliche Widerstand dagegen eine zwar dumme, aber lange Geschichte auf seiner Seite hat. Es ist immer ein schöner Anblick, wenn Bollwerke zu Brücken werden; es sieht beinahe so aus wie die Umarbeitung von Schwertern zu Pflugscharen. Aber es weckt auch die uralte Angst vor der Wehrlosigkeit.

Was die Zeitungen aus dem Saarland und der Lausitz melden, das ergibt beinahe eine Allegorie für Vorgänge, die sich in unserem Land fast jederzeit und überall abspielen. Auf Schulhöfen zum Beispiel oder in Bildungsprogrammen. Nur sind es da nicht immer die altvertrauten Nachbarn, die von Erbfein-

den zu Gesprächspartnern werden. Als ich mich in einem Interview mit der dpa zustimmend zur Wahl des »Unwortes des Jahres 2013« geäußert hatte, dem Wort »Sozialtourismus«: da erreichte mich der Brief eines empörten Zeitunglesers, eines akademischen Kollegen übrigens, der mir in scharfen Worten erklärte, es sei ihm unbegreiflich, warum ausgerechnet der Präsident einer Deutschen Akademie sich nicht gegen die, so drückte er sich aus, Einwanderung von Osteuropäern in unsere deutsche Kultur ausspreche. Der Brief zeigt, so scheint mir, dieselbe Haltung wie die alten Grenzkämpfe. Das Fremde ist danach zuerst und zuletzt das Gefährdende, weil es das Andere ist. Und die Sprachkritik wird dann neben der Verteidigung der Sozialsysteme zum bevorzugten Schauplatz der Kulturkämpfe, der Grenzkämpfe.

Dabei steht die Angst vieler wohlmeinender Sprachkritiker vor dem Fremden in erstaunlichem Gegensatz zu dem Nutzen, den sie selber daraus ziehen. Dass auch die patriotischsten Sprecher des Deutschen von *Job* und *Manager* reden, ist unvermeidlich; dass sie eine *fenestra* öffnen und kein Windauge, das wird, natürlich, von niemandem mehr als irgendwie »undeutsch« wahrgenommen, so wie man auch dem »Film« seinen amerikanischen Ursprung längst nicht mehr anmerkt. Die erfolgreichen Fremdwörter, manchmal auch die Modewörter von heute sind die geschmeidigen Lehnwörter von morgen; und diejenigen Anglizismen, die tatsächlich bloß töricht und doof sind, Ausdrücke wie der *international call* für »Ferngespräch«, verschwinden ganz von selber wieder aus einem Wortschatz, dem sie ja ohnehin nur zwanghaft von Werbeagenturen eingeflößt werden sollten. Gegen die Anglizismen haben eigenartigerweise auch diejenigen etwas, denen ein *embarras de richesse* und ein *tant mieux* elegant über die Lippen gehen. Wo das geschieht, da gilt der Widerstand eigentlich nicht den fremdsprachigen Wendungen selbst, sondern den

sozialen Distinktionen, die ihr Gebrauch ermöglicht. Wie viel Angst vor der Überfremdung durch die Sprachen von, nehmen wir den Ausdruck ruhig versuchsweise auf, Armutsmigranten gilt eigentlich der Sprache und wie viel in Wahrheit nur der Armut? Das Französische als traditionelle Bildungssprache ist elegant, das Englisch-Amerikanische als ökonomische und politische Siegersprache ist schick, die Sprachen der ökonomischen Verlierer sind peinlich, werden allenfalls als Unterschicht-Phänomen wahrgenommen. Aber der Schritt vom Sprachpurismus zum ethnischen Sauberkeitsgebot ist manchmal schneller und leichter getan, als man denkt.

Ich weiß, wir reden hier nicht vom kulturellen Austausch der Intellektuellen, sondern zuerst von den Konfliktzonen der Kindergärten und der Schulen (an denen der Sprachgebrauch oft wenig vom Reichtum des deutschen Wortschatzes bemerken lässt), der Weiterbildungsanstalten und der Arbeitsämter. Und wie könnte ich der Forderung widersprechen, dass Erwachsene und Kinder, die aus anderen Ländern und Sprachen in den deutschen Sprachraum gezogen sind, die deutsche Sprache erlernen und möglichst gut beherrschen sollen? Es ist ja einfach eine Forderung der praktischen Vernunft, eine Konsequenz der sozialen Erfahrung und notabene der elementaren Rechte von Freiheit und Teilhabe. Aber wenn die Mitschüler und Mitschülerinnen von Türken, Polen, Russen Lust bekommen, Türkisch, Polnisch, Russisch zu lernen, dann ist die praktische Förderung dieser Lust ein gute, eine grundvernünftige Tat nicht nur für den sozialen Frieden, sondern – darauf kommt es mir an – auch für die deutsche Kultur und Sprache.

Lassen Sie uns hier einen Augenblick innehalten und an Goethe erinnern, unser aller Schutzpatron. Das ist lehrreich in mindestens zwei zentralen Hinsichten. Erstens konnte Goethe kein Deutsch. Sein Werk gibt ein abschreckendes Beispiel für den rapiden Sprachverfall des Deutschen. Das jedenfalls war

die Überzeugung vieler seiner gebildeten Zeitgenossen, lebenslang. Dass Goethes Deutsch nicht nur im *Werther* und im *Götz* mit seinen Vulgarismen, sondern auch noch in der *Iphigenie* und im *Faust* zweifellos Ausdruck einer jugendgefährdenden Sprachverlotterung war, darüber waren erstaunlich viele erstaunlich gelehrte Kritiker sich einig; daran zu erinnern hat etwas sehr Beruhigendes. »Fehler über Fehler!«, klagt das *Magazin der teutschen Critik* 1774: »Der Goethe kann doch auch nichts machen, ohne wider die wesentlichsten Regeln zu fehlen!« Allein schon sein poetischer Schiller-Nachruf zeigt, so weiß August von Kotzebue 1805, »auf drei kleinen Blättern, dass Goethe kein Deutsch versteht ... So viele Sprachfehler in zehn Stanzen!« Ganz zu schweigen von dem notorischen C. H. G. Köchy alias Friedrich Glover, der 1823 Goethes »Fehler ... gegen die deutsche Sprache« rügen muss und konstatiert: »So fehlerhaft schrieb vor ihm noch niemand.« Sicher: Nicht jeder, der wider die alten Regeln verstößt, ist damit schon auf dem Weg zum *Faust*. Aber wer sich an die alten Regeln klammert, wird es auch nicht bis zum *Clavigo* bringen.

Zweitens setzte Goethe der Überfremdung der deutschen Sprache und Kultur durch globale Migrationsbewegungen nicht nur keinen Widerstand entgegen, er arbeitete ihnen sogar vor und trat im *West-östlichen Diwan* in der Maske eines Moslems auf, unter dem Namen »Hatem«, inmitten der persisch-arabischen Welt des Islam, um sich dann in den späten chinesischen Gedichten als Pekingischer Dichter zu verkleiden und mit chinesischen Schriftzeichen zu experimentieren. Kein Kanon der besten Werke, keine Bibliothek des Wahren, Schönen, Guten war es, für die Goethe das Wort »Weltliteratur« prägte, sondern es waren die globalen Wanderungsbewegungen der Menschen und Sprachen und Waren. »Weltliteratur«, das meinte die, so hoffte er, ansteckende Lust am alle bereichernden »Wechseltausch«. Zeiten der Migrationen: das waren

für ihn die Lehr-, die *Wanderjahre* der Kulturen. Und er proklamierte das in entschiedener Gegnerschaft gegen die deutsch-tümelnden Patrioten, gleich im Augenblick ihres ersten epidemischen Auftretens; sie haben ihn nach Kräften dafür gehasst. Wer also könnte uns nachdrücklicher die Furcht vor dem von innen kommenden Sprachwandel und der von außen kommenden ›Überfremdung‹ austreiben als er? Wer sich auf die Sprache der deutschen Klassiker beruft, sollte Goethes weltliterarischen »Wechseltausch« ebenso wenig unterschlagen wie Wilhelm von Humboldts kopernikanische Wende der Sprachtheorie, der zufolge ja jede andere Sprache auch eine andere Weltansicht enthält.

Diese Weltsprachenneugier der Klassiker schließt allerdings, auch daran ist hier zu erinnern, die Selbstzufriedenheit einer einzigen, sich selbst für das Endziel der Kulturgeschichte haltenden und sich allein genügenden Sprache in *jedem* Falle aus – diejenige der Deutschtümpler ebenso wie diejenige einer sei es französischen oder englischen oder anderen Weltsprache, deren Sprecher alle kleineren Sprachen für im Grunde entbehrlich halten. Englisch zu lernen, das war für Goethe, dank seiner Schwester Cornelia, schon im Frankfurter Elternhaus der Weg zu Shakespeare und Ossian. Aber man braucht nicht viel Phantasie, um sich vorzustellen, mit welchem Abscheu er eine Welt betrachtet hätte, die sich beispielsweise mit einer englischen Menschheitssprache hätte begnügen wollen, der ökonomischen Sparsamkeit und kommunikativen Einfachheit halber. Sprachen gab es für ihn, je länger je mehr, nur ebenso im Plural wie Literaturen und Lebenswelten. Wer sich mit einer einzigen zufriedengibt, schließt fremde Weltansichten aus der eigenen aus und macht sich damit dümmmer als nötig. Und wer die eine, die Mutter-Sprache in dem Zustand festhalten wollte, in dem er sie erlernt hat, der trüge ungewollt dazu bei, sie zu einer toten Sprache zu machen.



Also, alles gut? Lasst nur der Sprache ihren Lauf, oder neu-deutsch gesagt: *Just keep it coming?* Auch in dem wenigen, was ich hier angedeutet habe, gilt weiterhin die Unterscheidung von Sprachsystem und Sprachgebrauch. Auch die witzigste Jugendsprache wird bei permanenter Wiederholung langweilig, auch die schönsten Einfälle der elektronischen Kommunikationskürzel können in Routine erstarren; und wer die Anglizismen ausschließlich für Bereicherungen hält, sollte nur ein paar Tage in den Zügen und Bahnhöfen der Deutschen Bahn oder auf den Internetseiten der Telekom oder leider auch mit manchen Selbstdarstellungen deutscher Hochschulen verbringen, um zu lernen, wie jammervoll (und wie fehlerhaft) die Einöde eines überforderten Kosmopolitismus sein kann. Und umgekehrt haben manche der vielgescholtenen Sprachpuristen wunderbare Erfindungen hervorgebracht, immer dann, wenn sie nicht nur jammerten, sondern selber schöpferisch zu Werke gingen. Dass wir zum lateinisch-französischen Moment das schöne »Augenblick« sagen können und zum Kontrakt »Vertrag«, das verdanken wir demselben Barockdichter Philipp von Zesen, dem man die folgenlose Übersetzung der lateinischen Nase in den »Gesichtserker« bis heute vorhält.

Und natürlich weiß ich, dass die versöhnungsseligen Sonntagsappelle an Mehrsprachigkeit und Kulturaustausch vom gelebten Alltag manchmal so weit entfernt sind wie mein hier zu Demonstrationszwecken etwas aufgemöbelter Optimismus. Auch in Flensburg spricht nicht jeder Bürger Dänisch, auch in Saarbrücken ist die Einsprachigkeit verbreitet, auch in der Lausitz ist die Fremdenfeindlichkeit nicht ausgestorben. Und dass es in den deutschen Metropolen Stadtteile gibt, in denen vom Wunsch nach Austausch und gegenseitigem Lernen nur die Abschottung verfeindeter oder einander ignorierender Parallelgesellschaften geblieben ist: wer wollte das bestreiten?

Auch der Verlust des Deutschen als einer Wirtschaftssprache und, dies vor allem, als einer Wissenschaftssprache wird gewiss nicht in jedem Fall nur mit den Erleichterungen einhergehen, die eine *lingua franca* im internationalen Austausch eben mit sich bringt. Unversehens werden wir hier gerade Zeugen einer neuen Auseinandersetzung zwischen Natur-, Wirtschafts- und technischen Wissenschaften auf der einen und Geistes- oder Kulturwissenschaften auf der anderen Seite. Warum, so fragen viele Wirtschaftsunternehmen ja mittlerweile selbst, sollten wir unsere internationalen Handelsbeziehungen nur in der ökonomischen Weltsprache abwickeln, statt wenn möglich mit Chinesen auf Chinesisch und mit Isländern auf Isländisch zu verhandeln? Und warum, so fragen viele Bildungspolitiker und manche Wissenschaftler hier mit zunehmendem Nachdruck, warum eigentlich sollten die *humanities* denn dem Vorbild der *sciences* folgen und anglophon werden? Wie sinnvoll ist hier überhaupt der Pragmatismus einer möglichst umweglosen Kommunikation?

Die erste Antwort ist: Manche Bereiche der Geisteswissenschaften öffnen sich ja fallweise durchaus dem Englischen, und mit Erfolg – die analytische Philosophie etwa oder die allgemeine Literaturtheorie, in denen die Übernationalität der Gegenstände eine *lingua franca* ihrer Erörterung verlangen und in denen Schönheit des Ausdrucks, stilistische Geschmeidigkeit über das für die Klärung der Argumentation Notwendige hinaus jedenfalls keine Rolle spielen *müssen*.

Die zweite Antwort aber lautet: Erhebliche Teile der *humanities*, keineswegs allein die Wissenschaften von den Künsten und der Literatur, verlören etwas für sie Lebenswichtiges, wenn sie sich mit einer einzigen Verständigungssprache begnügen wollten. Denn sie sind ihren elementaren Aufgaben nach zur Mehrsprachigkeit verpflichtet: zur möglichst großen Pluralität der, mit Humboldt zu sprechen, »Weltansichten«, die

den deutschen Hegel, wie den französischen Pascal, wie den englischen Hume die jeweiligen Gegenstände immer etwas anders sehen lässt als ihre jeweiligen Übersetzungen, und zur größtmöglichen Nähe zu den Sprachkunstwerken, deren, altmodisch gesagt, Seele nicht von ihrem Sprachleib zu trennen ist. Und das gilt für *alle* Wissenschaften, die es mit der Kultur und den Kulturen zu tun haben.

Aber wer im *global village* reüssieren wolle, so wird den Kollegen und den Studierenden von den ökonomischen Vereinfachern dann gern eingeschärft, der oder die lasse die Finger von zeitraubenden Sprachen- und Kulturstudien und verbessere stattdessen sein oder ihr Englisch und die technologischen Kommunikationskompetenzen. Restbestände eines national diversifizierten Sprach- und Kulturwissens ließen sich dann effizienter Weise von Spezialisten verwalten. Aber welche zerstörerischen Folgen diese stumpfsinnige Ökonomisierung für die Sprachkultur haben kann, für die in der Sprache sichtbar artikulierte Kultur, das zeigt sich in meinem eigenen Bereich exemplarisch – exemplarisch, weil Literatur und Literaturwissenschaften hier nur so etwas wie die Spitze eines Eisbergs bilden, der bis in dunkle und eisige Tiefen reicht.

Wenn es beispielsweise den Teilnehmern einer internationalen Goethe-Konferenz *untersagt* wird, ihre Vorträge in deutscher Sprache zu halten, und man sie aufs Englische verweist, notabene einschließlich der Goethe-Zitate; wenn Romantik-Konferenzen um der amerikanischen Teilnehmer willen lieber ganz auf Englisch abgehalten werden: dann läuft etwas ganz grundsätzlich schief. Gewiss, nicht jeder an diesen Werken interessierte Literaturwissenschaftler wird um des einen Werkes willen gleich dessen deutsche Originalsprache erlernen können. Aber sie sollten es doch wollen – und den Mangel als einen Verlust bemerken. Denn so einleuchtend dieser Pragmatismus erscheint, so selbstmörderisch sind seine Fol-

gen. Wer die Werke der Dichter nicht mehr in deren eigener Sprache wahrzunehmen vermag, der liest alles Mögliche – aber eigentlich liest er nicht mehr ihre Werke.

Wer die Kulturwissenschaften vor der Hegemonie einer einzigen Wissenschaftssprache schützen will, muss eben deshalb diejenige Polyglossie verteidigen, von der das Deutsche als Muttersprache der Germanistik ebenso ein Teil ist wie das Spanische als Teil der Hispanistik. Der scheinbar so pragmatische Verzicht auf nationalsprachlichen Ballast hingegen dient in seinen Konsequenzen gerade nicht demjenigen Wechseltausch der »Weltliteratur«, den zu befördern seine Absicht ist. Die pragmatische Unterordnung unter eine *lingua franca* führt ungewollt zu einer De-facto-Hegemonialisierung durch das in ihr Les- und Sagbare.

Ein Symptom dafür ist die Hegemonialisierung der weltliterarischen Kanones. Wer beispielsweise in Irvine, Kalifornien, über den Campus schlendert, findet in den *student bookshops* kompakte Paperbacks, die jeweils in einigen hundert kurzen Artikeln das nach Ansicht der Herausgeber Wissens- und Lesenswerteste der Weltliteratur zusammenstellen, von Hesiod bis zu García Marquez, übersichtlich geordnet nach Autoren oder Werken. Dass solche Ziegelsteine als Orientierungshilfen oder Leseanreize nützliche Dienste tun, versteht sich ebenso wie, für amerikanische Herausgeber und ein amerikanisches Lesepublikum, die dominierende angelsächsische Perspektive auf die Weltliteratur. Wenn der Kalifornienreisende sich nun nach Europa begibt, zum Beispiel auf den Campus der Universität Bergen oder der Universität Göttingen, wird er dort auf ähnliche Paperbacks stoßen. Ähnliche? Nein, es sind genau dieselben. In der veränderten Umgebung aber zeigen die dickleibigen Unternehmungen ihre Problematik: Wer hier beispielsweise etwas über den Realismus erfahren will, findet ausführlich Dickens, aber nichts von Keller, Hawthorne statt

Raabe und Jane Austen statt Fontane. Nicht dass diese Schriftsteller so ausführlich gewürdigt werden, ist natürlich das Problem, sondern dass so viele andere fehlen, die in anderen nationalsprachlich bestimmten Perspektiven auf das, was jeweils als »Weltliteratur« gilt, unentbehrlich schienen.

Mit der Vorherrschaft eines von der *lingua franca* gleichsam im Gepäck mitgeführten *Kanon* erleidet auch die Pluralität der Kanones selbst Einbußen. Dass ein englisches oder amerikanisches Kompendium eine anglozentrische Perspektive einnimmt, ist begreiflich; der deutsche Leser nimmt es mit Neugier zur Kenntnis, weil in der relativierenden Außenansicht und in neuen wirkungsgeschichtlichen und Kanonisierungskontexten die eigenen Gegenstände wieder fremd erscheinen. Dieser Verfremdungseffekt aber wird nur produktiv werden, wenn dem anglozentrischen entsprechende slawo- oder frankozentrische Perspektiven an die Seite treten, die erst gemeinsam einen weltliterarischen Polyperspektivismus der Kanones erzeugen. Mit der Verbreitung von in der bequemen *lingua franca* verfassten weltliterarischen Kompendien geht verloren, was man mit Herders altmodischer und anschaulicher Formel die Stimmen der Völker in ihren Kanones nennen könnte.

Wer dazu beitragen will, derlei für das Verhältnis zwischen dem Englischen und den (im Verhältnis dazu) kleineren Sprachen, also auch der deutschen Sprache zu verhindern, muss sich dem Automatismus seiner Hegemonialisierung widersetzen – und sich dabei seinerseits vor falschen Frontstellungen hüten. »Lasst uns«, hat Goethe in den *Maximen und Reflexionen* notiert, »lasst uns doch vielseitig sein! Märkische Rübchen schmecken gut, am besten gemischt mit Kastanien, und diese beiden edlen Früchte wachsen weit auseinander.«

# Antragsprosa, Freiheitsträume, Glück

## Von der Freiheit des Forschens

Unter den unwiderstehlichen Sätzen, in denen Gottfried Wilhelm Leibniz seinen mühsam errungenen und zäh verteidigten Optimismus formuliert hat, findet sich auch eine Bemerkung über das Verhältnis von wissenschaftlicher Suche nach Wahrheit und menschlichem Glück. Nachdem Leibniz zunächst alle denkbaren Anfechtungen, Schicksalsschläge und Rätsel des Lebens angesprochen und ihnen seine tiefe Überzeugung von der besten aller möglichen Welten und vom stetigen Fortschritt des Universums entgegengesetzt hat, versichert er seinen Lesern, »dass diese Gedanken nicht nur angenehm und tröstlich, sondern auch durchaus wahr sind. Und ich meine, dass überhaupt nichts wahrer ist als die Glückseligkeit und nichts beglückender und süßer als die Wahrheit.«

Auch wenn manche von uns ansonsten mit der Zustimmung zu Leibniz' Emphase zögern mögen – wie könnten wir ihr an diesem Tag nicht zustimmen? Wenn die wissenschaftliche Suche nach der Wahrheit, zu der sich beispielsweise an der Universität Kiel alle frisch Promovierten in einem feierlichen Akt bekennen müssen, tatsächlich etwas ist, was unsere unterschiedlichen Disziplinen von der Mathematik bis zur Meeresökologie, von der Aidsforschung bis zur Literaturgeschichte verbindet, und wenn diese Wahrheitssuche dann auch noch mit den eindrucksvollen Geldbeträgen und der großen Ehre des nach Leibniz benannten Preises ermutigt und befördert wird: dann werden selbst die zähesten Pessimisten zumindest für einen Augenblick finden, dass wahrhaftig »überhaupt nichts wahrer ist als die Glückseligkeit und nichts beglückender und süßer als die Wahrheit« – oder jedenfalls die Suche nach ihr.

Der Leibniz-Preis ermöglicht jedem Preisträger und jeder Preisträgerin eine enorme Freiheit zu Forschung und Lehre; tatsächlich fast ohne Beschränkungen dürfen wir in den nächsten Jahren erforschen, was und wie es uns beliebt. Der immense Geldvorrat wird zwar von unterschiedlicher Reichweite und Dauer sein für die unterschiedlichen Fächer (eine Biologin wird mehr Geld für Großgeräte benötigen als ein Sozialwissenschaftler), aber er bleibt doch in jeder Hinsicht für jede und jeden von uns: exorbitant.

Für einige, vermutlich vor allem für die Natur- und Lebenswissenschaftler, bedeutet er eine enorme Entlastung von der bedrängenden *Suche* nach Drittmitteln. Für Geistes- und Kulturwissenschaftler wie mich selbst bedeutet er zuerst die Entlastung von einer spezifischen Form des Zwangs zur *Beschaffung* von Drittmitteln. Diese ehrenvolle Preisverleihung mag Anlass geben, für einen Augenblick aus dem feierlichen Ausnahmezustand auf diese Alltagswirklichkeit hinauszublicken, die wir gut kennen und die ja für diejenigen, die *nicht* dieses Preises teilhaftig werden, unverändert so weitergeht. Ich denke da, meine eigene Fakultät im Blick, etwa an die vom Drittmittelzwang erzeugte, fortwährende Suche nach Themen, die möglichst viele Kolleginnen und Kollegen verbinden könnten, und deren Ergebnis nur allzu leicht nicht die dringendste Forschungsaufgabe ist, sondern der kleinste gemeinsame Nenner. An die zur Gewohnheit gewordene, vorseilende Vermeidung von Themen und Fragen, die zwar dem einen oder der anderen selbst die allerwichtigsten zu sein scheinen, zugunsten dessen, was die größtmögliche Zahl von Mitwirkenden sichern soll. An die Suche nach Tagungsthemen nicht danach, was einem in der eigenen Forschung am Herzen liegt, sondern danach, was die erforderliche Reputation einbringt und die Geldmittel, die damit nicht mehr Instrument sind, sondern Zweck. Und ich denke schließlich an den von fast allen An-

tragsverfahren ausgehenden Zwang, schon vor Beginn der Arbeiten festzuhalten, was an ihrem Ende herausgekommen sein wird; »zu erwartende Ergebnisse« heißt diese Rubrik meistens und verlangt (sicherheitshalber) Auskünfte, deren Möglichkeit den Antrag eigentlich überflüssig machen müsste. Denn wüsste man die Antwort schon, brauchte man die Frage ja gar nicht mehr zu stellen.

Immer wieder ist in den letzten Monaten in der öffentlichen Diskussion die Rede davon gewesen, dass nichts der angestrebten wissenschaftlichen Exzellenz so im Wege stehe wie eben der tägliche, unablässige Wettstreit um sie. Gewiss ist das übertrieben. Und viele von uns haben ja selbst erlebt, wie viel Belebung, Erfrischung, Erneuerung der Exzellenz-Wettstreit erbracht hat, wie viel Öffnung der Fächer und Fakultäten füreinander, auch der Natur- und Geisteswissenschaften füreinander, wie viele neue und überraschende Perspektiven. Und doch, gibt es das nicht auch: die allmähliche Ersetzung der wissenschaftlichen Textproduktion durch die Verfertigung von Antragsprosa, Gutachtenprosa und die Lyrik der wissenschaftstheoretischen Präambeln? Wenn der Antrag eines erfolgreichen geisteswissenschaftlichen Sonderforschungsbereichs auf eine Verlängerung um vier Jahre nicht weniger umfasst als achthundert eng bedruckte Seiten, also deutlich mehr als den Textumfang von *Ilias* und *Odyssee* zusammen – wie viel Denkenergie, wie viel Schreiberfleiß müssen da in den Gruppen- und Plenumssitzungen aufgewendet worden sein, die der eigentlichen wissenschaftlichen Arbeit an den Forschungsaufgaben selbst entzogen werden mussten!

Wenn ich diese Sorge um Fehlentwicklungen in einem so feierlichen Augenblick ausspreche, dann tue ich das aus der Perspektive eines unverhofft Beschenkten, der diese Sorge für seine eigene Arbeit auf einmal gar nicht mehr haben muss, weil er selbst über einen SFB-ähnlichen Etat frei verfügen darf,



und der sein Glück noch gar nicht fassen kann. Denn der Leibniz-Preis dreht diese Sachverhalte mit einemmal um, jeden einzelnen der genannten, und stellt sie wunderbarerweise vom Kopf auf die Füße – jedenfalls für die Glücklichen, die er trifft: uns. Über die Maßen großzügig gibt er uns auf bloßes Vertrauen hin, worum wir nun nicht mehr bitten müssen. Nicht allein das schöne Geld, sondern auch die Möglichkeit, mit seiner Hilfe ins Offene zu gehen, in die Fragen, deren Antworten wir noch nicht kennen, auf Wegen, auf deren Ziele wir selbst ungeduldig neugierig sind, und unter Arbeitsumständen, die uns selbst als die zweckmäßigsten erscheinen.

Dieser Preis unterstellt mit einem wahrhaft Leibniz'schen Optimismus, die mit ihm Ausgezeichneten wüssten schon, welche wichtigen neuen Fragen sie stellen, wie und mit wessen Hilfe sie nach einer Antwort suchen und wie viel Geld sie dafür jeweils ausgeben wollen. Mit anderen Worten: Er unterstellt uns allen, den Preisträgern, eine Fähigkeit zur Freiheit, um deren so großzügige Anerkennung unsere Kolleginnen und Kollegen uns, zu Recht, beneiden. Dieser Preis arbeitet mit einer ungeheuren und wunderbaren Fiktion: mit der Freiheit der Wissenschaft in Lehre und Forschung. Man kann es wahrhaftig nicht dankbar genug sagen, »dass diese Gedanken nicht nur angenehm und tröstlich, sondern auch durchaus wahr sind. Und ich meine, dass überhaupt nichts wahrer ist als die Glückseligkeit und nichts beglückender und süßer als die Wahrheit.«

Diese wissenschaftliche Freiheit fängt ja früh an, so wie das Glück über sie auch. Erlauben Sie, dass ich für einen kurzen Augenblick nur für mich allein spreche. Ich habe in den letzten Wochen oft an meine Studienzzeit gedacht. Zum Beispiel an das dritte Göttinger Semester in der Germanistik und der Theologie; es ging um Kafka und Faust, um Melville und Raabe, um Säkularisation als sprachbildende Kraft, um Luthers Rechtfertigungslehre und um Leibniz und die Theodizee. Es